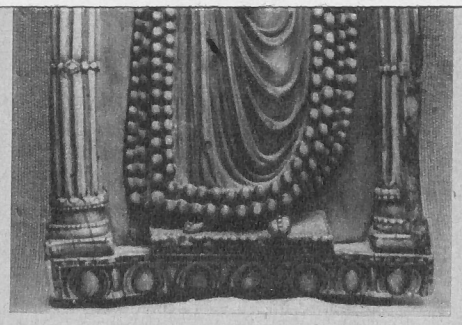
von Senigallia und ist die einzige sicher beglaubigte Darstellung des großen Ostgoten, während das Bildnis der Amalaswintha (jetzt im Bargello zu Florenz) einst die Außenseiten einer spätantiken Schreibtafel verziert hat und mit anderen uns überlieferten Darstellungen der Gotenkönigin genau übereinstimmt. Beide Abbildungen lassen klar den Reichtum erkennen, der am gotischen Hofe in Gewandung und Schmuck zur Schau getragen wurde und der sich in den Schilderungen der merovingerzeitlichen Schriftsteller wie in den Funden selbst getreulich widerspiegelt: alle Gewandsäume der Frauenkleidung sind mit ungewöhnlich großen Edelsteinen besetzt, und ebenso tragen Diadem, Haarnetz, Schulterkragen und Schuhe zahlreiche Juwelen, die zusammen mit den seidenen Gewändern eine Gesamtwirkung von außerordentlicher Pracht ergeben haben müssen.



1. Mittelstück einer Elfenbeintafel mit Darstellung der Amalaswintha. Florenz, Reale Museo Nazionale. (Weitere Abbildungen auf Seite 2.)

Bei der Männertracht waren es vor allem die Waffen und ihr Zubehör, die mit größter Kostbarkeit ausgestattet wurden. So ist der auf dem Medaillon erscheinende Panzer des Theoderich, wie wir aus Schilderungen des Prokop und Einzelfunden wissen, vergoldet und das auf ihm ebenfalls sichtbar werdende Schwertgehänge durch reichen Juwelenbesatz oder besondere Beschläge verziert zu denken. Von der kunstvollen Durchbildung der Waffen vermitteln uns Schwerter ostgotischen Ursprungs einen klaren Begriff, die von alamannischem Boden, von Flonheim in Rheinhessen und Altlußheim bei Mannheim, stammen, während in Italien selbst bisher keine Waffenfunde solcher Art zutagegekommen sind. Diese an die berühmten Schwerter der germanischen Sagen erinnernden Waffen sind in reichster Weise mit gediegenem Golde beschlagen und durch erlesene Edelsteine verziert. Wenn man annehmen wollte, daß diese Prachtentfaltung auf die byzantinisch beeinflußte Hoftracht beschränkt geblieben sei, so beweisen die Funde das Gegenteil: Kleinode rein germanischen Charakters, wie sie uns etwa in den bekannten Adlerfibeln erhalten geblieben sind, zeigen den gleichen verschwenderischen Aufwand an Gold und kostbaren Steinen, und es ist aus gelegentlich auch durch Filigranverzierung und Edelsteineinlagen ungemein kostbar ausgestattet waren.

Die als letztes Schmuckstück gezeigte Gürtelschnalle stammt aus dem gleichen Schatzfunde von Domagnano, dem auch die großen Adlerfibeln angehören, und ist einer Gattung von Kleinodien einzuordnen, die bei den Germanen regelmäßig mit größter Kostbarkeit ausgestattet wurden: in den Schriftquellen der Merovingerzeit wird bei der Beschreibung germanischer Schätze der Gürtel stets besonders aufgeführt und ausführlich beschrieben. Die Schnalle ist wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem ostgotischen Armreif von Puszta-Bakod sicher ins fünfte Jahrhunderrt zu datieren und wohl noch vor der Abwanderung der Goten nach Italien in Ungarn entstanden; sie gehört durch die Sicherheit der ornamentalen Behandlung und die kraftvolle Unbefangenheit der handwerklichen Arbeit zu dem Lebendigsten, was uns an Schmuck aus der Gotenzeit überhaupt erhalten geblieben ist.

Die Goldschmiedekunst der Goten, von der die wenigen hier gezeigten Beispiele allerdings nur eine sehr begrenzte Vorstellung zu geben vermögen, hat auf das Kunsthandwerk fast aller germanischen Stämme einen grundlegenden Einfluß ausgeübt und besonders in den Gebieten nördlich der Alpen bis tief ins Mittelalter weitergewirkt. Es ist wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß sich auf deutschem Boden von hier aus eine in allem Wesentlichen durchaus konstante Entwicklungslinie zur Kunst des frühen Mittelalters nachweisen läßt und daß in der deutschen Volkskunst ostgotisches Formen- und Gedankengut über die Vermittlung von Franken und Alamannen sich vielfach sogar bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Die Bedeutung der gezeigten Arbeiten liegt daher zu einem nicht geringen Teil darin, daß sie uns auch die Grundformen unseres eigenen Schaffens zu verstehen helfen, in denen sich noch über die Jahrtausende hinweg der Pulsschlag unseres eigenen Blutes deutlich verspüren läßt.

Siegfried Fuchs (Rom).

Ueber die Eitelkeit.

Daß Geizige den Geiz verurteilen, Streitsüchtige sich über Streitsucht erbosen, Häßliche über zunehmende Häßlichkeit wortreich Klage führen, ist eine häufige Erfahrung. Jene tun das, ohne sich selbst mit einzuschließen, ja sie führen schlechthin Beschwerde über etwas, das i h n e n angetan wird.

Wer diesem Verhalten auch an sonst trefflichen Menschen begegnet, ohne daß Aburteilen sich als Vorstufe einer humorigen Selbstentlarvung erweist (wie der Verblüffte noch immer erwartet), der hat die eigentümliche Macht der Eitelkeit gleich in ihrem Meisterstück, der Selbstverblendung, kennengelernt.

Wie es zu ihr kommt, das kann jeder an jedem andern gewöhnlich mit guten Gründen belegen. Wollen wir Selbstverblendung daher nicht in einem Musterbeispiel vorführen, indem wir über sie, das heißt: über die der andern, mit gelindem oder heftigem Abscheu reden, so tun wir klug daran, uns von allem Anfang an in diesen Fehl mit einzuschließen. Von ihm zu jenem verallgemeinernden Abscheu führt ja wirklich ein geheimes Band: indem wir Tante Lissys Geiz verurteilen, haben wir uns, auch vor uns selber, von einem Verdacht gereinigt (dem Verdacht: selber „dieser Sünde bloß“ zu sein), so wie wir uns hinaufgeschönt zu haben, indem wir die Häßlichen mit einem vielleicht sogar wie Mitleid aussehenden Tritt unter uns ließen.

Erfahrung lehrt ja, daß die Achtung unserer Mitmenschen auf unserer Selbstachtung gründet. Sogar ein von triftigen Gründen bedientes Vorurteil ist zu erschüttern, wofern der Betreffende die Stirn hat, sich über viele seinesgleichen zu setzen, und wäre es auch nur mit Worten. Diese Taktik der Seele, die jedem, der Macht auf irgendeinem Gebiet ausüben will, wohlvertraut ist, setzt ein verhohlenes Wissen um die Wahrheit voraus, wenigstens zu Beginn. Doch ist es offensichtlich, daß der Geltungswille, der die andern zu verblenden trachtet, in echter Selbstverblendung zu enden pflegt. Eitelkeit, heißt das, vermag die Erkenntniskräfte des Menschen bis auf den Grund, ja wahrhaft h e i l l o s zu verfinstern.

Von unseren vielen Gaben ist daher die Fähigkeit, an uns selber nur das wahrzunehmen, was uns schmeichelt oder sonstwie vorteilhaft heraushebt, und alles übrige unbelichtet zu lassen, vielleicht die am wenigsten leicht zu nehmende. Das Verfahren ist stets das gleiche: ein verengtes oder wild übertriebenes Bild der zu verabscheuenden Sache hilft uns, sie möglichst von uns abzurücken; damit entgehen wir der peinlichen Pflicht, unseren eignen Fall aus seinen Schlupfwinkeln aufzustöbern und klar zu bestimmen. So verhindert die Eitelkeit gemeinhin dadurch, daß sie ein gockelhaft grelles und lächerliches Bild von sich in unser Blickfeld zaubert, daß auch wir uns als eitel erkennen. Denn jenes banale Bild ist, man möchte sagen: wohlweislich, nach Herrn X. oder Frau von Y. geschneidert; auf uns paßt es keineswegs.

Dennoch ist kaum daran zu zweifeln, daß wir alle, zunächst alle, eitel sind. Männer sind es ebenso wie Frauen, wennzwar auf unterschiedliche Weise. Und wenn Frauen, oft noch ehe ihnen der Vorwurf der Eitelkeit gemacht worden, halb scherzhaft zurückgeben, Männer seien ja viel eitler als sie selbst, bleibt die Frage offen, ob sie damit den Einbruch in i h r e Domäne, wie ihn der weibische Mann begeht, instinktiv ablehnen, oder sich dessen verwundern, daß es eine so andersartige Eitelkeit, wie es